

Kirchenblatt

für die reformierte Schweiz

Basel, 9. Juli 1964

Druck und Verlag Friedrich Reinhardt AG · Basel 12

120. Jahrgang · Nr. 14

Erscheint alle 14 Tage Donnerstags. Abonnementsbestellungen sind zu richten an Friedrich Reinhardt AG., Missionsstraße 36, Basel 12, Telefon 24 38 90. Bezugspreis jährlich Fr. 20.—, halbjährlich Fr. 11.—; Ausland halbjährlich Fr. 1.— Portozuschlag. Einzelpreis Fr. —.80. Postcheck V 145. Anzeigen nehmen der Verlag sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen. Preis 25 Cts. für die einspaltige Millimeterzeile, Ausland 30 Cts. Letzter Annahmetermin Montag Morgenpost. Ablehnung nicht geeigneter Anzeigen vorbehalten.

Inhalt: E. S.: Der Ausgebrochene. G. W.: Königsherrschaft Christi und totaler Staat. U. H.: Kleines Interview mit Karl Barth. A. Gantenbein: Oekumenisches Gespräch zwischen Militärpfarrern. Umschau. Bücherbesprechungen. Kleine Mitteilungen. Personal-Nachrichten.

Der Ausgebrochene

Das Gleichnis vom verlorenen Schaf.
Luk. 15, 1—7

Mag sein, daß sich das «verlorene Schaf» eine Zeitlang leidlich wohlgeföhlt hat in der schützenden Schar der Neunundneunzig. Da war Heimat, Geborgenheit und Wärme, da war Tradition und Konvention, da wußte man, wie man sich zu benehmen hatte, da richteten sich Lob und Tadel nach dem Maßstab der für alle gültigen Lebensform. Dann aber kam die Zeit, wo es das alles ganz einfach nicht mehr aushielt, es kam der Augenblick, wo es ausriß — um auf eigenes Risiko ganz eigene Wege zu gehen. Man mußte diese Ausbrechenden unter uns von Fall zu Fall fragen, warum sie das tun. Sind sie angewidert vom Alltäglichen? Föhlen sie sich eingengt von der Kontrolle der viel zu vielen? Treibt sie der Drang nach Selbständigkeit, nach Ungebundenheit? Sind sie überwältigt von der Sehnsucht nach dem Abenteuer des Lebens? Empfinden sie die Einmaligkeit, Kürze und Unwiederholbarkeit des Erdendaseins so erschütternd, daß sie es nicht aushalten, in diesen kurzen Jahren nur das zu tun, was «man» tut, daß sie selber entscheiden wollen, was sie unternehmen und erleben wollen — mögen die andern dazu sagen, was sie wollen? Oder liegt es heute gar im Zuge der Zeit, auszubrechen aus der Konvention, weil Kunst und Literatur den radikalen Bruch mit der Vergangenheit demonstrieren — und weil die Neunundneunzig nicht mehr glaubwürdig darzutun vermögen, daß sie eine wirklich bessere Welt verkörpern?

Wer mit Entrüstung und Abscheu von diesen Ausgebrochenen redet, der sei daran erinnert, daß Christus sie geliebt hat. Wie hätte sonst Lukas berichten können, daß ihm fortwährend alle Sünder und Zöll-

ner genaht seien, um ihn zu hören? Hätte er mit Pfeilen des Gesetzes nach ihnen geschossen, hätte er sie getadelt, gerichtet und verdammt, dann wären sie ihm in einem großen Bogen aus dem Wege gegangen und hätte kein einziger von ihnen seine Worte zu hören begehrt. Seine Liebe zu den Ausgebrochenen war derart offensichtlich, daß die Neunundneunzig, die Pharisäer und Schriftgelehrten, murrten und vorwurfsvoll äußerten: Dieser nimmt die Sünder an und iszt mit ihnen! Warum iszt Christus nicht mit der feinen Schar der Neunundneunzig, sondern mit Sündern und Zöllnern, mit Ausgebrochenen und Ausgestoßenen? Sicher nicht, weil er Freude hatte am Ausgefallenen, Absonderlichen und Unkonventionellen. Auch wohl nicht, weil er diese Leute als einen Protest gegen die satte Gesellschaft der Neunundneunzig empfunden hätte. Wohl aber darum, weil diese Ausgebrochenen die einzigen waren, die ihn wirklich brauchten.

Diese Ausgebrochenen sind eigene Wege gegangen; sie haben das Experiment ihres Lebens unter dem Kopfschütteln ihrer Mitmenschen auf eigene Faust bewältigt, sie haben es gewagt — Sünder zu sein. Und so sind sie an den Rand des Abgrundes getreten, wo sich das Dasein in seiner Brüchigkeit zeigt. Sie sind dorthin getreten, wo man sich vielleicht nur noch vis-à-vis du rien befindet. Sie haben in vitaler Weise erfahren, daß sie schuldig wurden. Sie sind in Not geraten, sie kennen die Stunden der Reue und der Verzweiflung, sie durchleiden die Tage und Nächte voller Angst — und so schreien sie auf aus der Tiefe, so strecken sie sich aus nach Hilfe, Befreiung, Erlösung, so bestürmen sie Gottes heiliges Herz, daß es sich ihrer erbarme. So dämmert und reift in ihnen die Erkenntnis davon, daß sie die Kranken sind, die des Arztes bedürfen.

Und darum brauchen sie den, der sie nicht verdammt, sondern liebt, den, der nicht mit der heilen Existenz des Menschen rechnet, sondern mit der kranken, heillosen. Sie brauchen den, der bereit ist, zu ihnen hinauszugehen, mit ihnen zu essen und solidarisch zu sein mit ihrer Abwegigkeit. Sie brau-

druck, daß er sich zu einer Art von säkularer Gegenkirche machte. Hobbes' *restitutio civitatis* war daher nicht einfach die Erneuerung von Traditionen des antiken Heidentums, sondern blieb kraft jener in ihr vorgenommenen Ersetzung auf das so Ersetzte tief und grundsätzlich bezogen. Eben damit aber trat der Leviathan als die verweltlichte Gestalt der Lehre von der Königsherrschaft Christi auf den Plan» (86). Heute kennen wir diese «säkulare Gegenkirche» zur Genüge aus den verschiedenen Formen, die sie in den totalen Staaten der Gegenwart annimmt.

Hier ergibt sich für Dietrich Braun das eigentliche theologische Problem: das Verhältnis der Königsherrschaft Christi zu dem von Hobbes entworfenen Staat und damit auch zu den entsprechenden modernen Verwirklichungsversuchen. Es geht dabei weniger um Abwehr dieser Angriffe auf das Christentum als um das rechte Verständnis der Königsherrschaft Christi, die Befreiung von falschen Vorstellungen. Die Entrüstung von Hobbes richtet sich ja gegen die Diktatur der klerikalen Heuchelei, gegen die damit vollzogene Perversion der Herrschaft Christi in eine priesterliche Tyrannei. «Tatsächlich ist solche Verfälschung der Wahrheit perfider als alles, was sonst unter dem Namen des Bösen rangiert, und stellt besonders nach Zeiten ihrer aktuellen Verfolgung eine Versuchung der Kirche dar, gegen die sie nicht wachsam genug auf der Hut sein kann. Nicht zufällig dürfte sich der Verfasser des ‚Leviathan‘ unter dem Eindruck der Macht des Katholizismus der Gegenreformation und des autoritären Presbyterianismus der englischen Revolution gleichzeitig befunden haben. Allein, er liefert uns das große Beispiel dafür, daß es letzten Endes von noch größerer Bedeutung ist, das Kriterium zu kennen, nach dem die Kritik einer christlichen Lehre erfolgt, als ihre Verfälschung aufzudecken, um einer solchen dann nicht minder heftig zu verfallen. Etwas wie legitime Prophetie klingt gleichwohl aus der Schärfe seiner Anklage — zweifellos Anlaß genug, darnach zu fragen, ob man sie als Akt der Selbstkritik innerhalb der Kirche zu verstehen habe» (15). Die Antwort auf die Kritik von Hobbes soll der zweite Band bringen, der vorliegende erste Band stellt die Staatslehre dar, die Hobbes den damaligen christlichen Systemen entgegenstellte. Braun hat die Schriften von Hobbes und die Literatur über ihn gründlich studiert; daß in seiner Darstellung doch manches unklar bleibt, hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß Hobbes selbst vieles nur andeutend oder verschlüsselt aussprach. Jedenfalls aber hat es Braun verstanden, die Aktualität des englischen Philosophen klar herauszuheben und damit der Besinnung über das Verhältnis von Kirche und Staat, von Königsherrschaft Christi und Staatsmacht wertvolle Anregungen zu geben. G. W.

Kleines Interview mit Karl Barth

Alljährlich freue ich mich festlich, wenn ich Herrn Professor Karl Barth in seinem Studierzimmer gegenübersitzen darf. Schenkt er doch in und mit gründendem und zündendem theologischen Denken etwas von der Mitmenschlichkeit, deren Grund und Horizont die Kirchliche Dogmatik so klassisch entfaltet. Anfangs Juni konnte ich ihm einige Fragen über verschiedene, Kirche und Welt bewegende Probleme stellen. Seine Antworten und das hier und dort anknüpfende Gespräch haben wir weder durch Tonband noch durch eine Stenographin aufgenommen; dafür hörten vier Ohren aufmerksam zu. Im folgenden seien nach den entsprechenden Fragen die Antworten zusammengefaßt.

1. Wie findet die Kirche ihren Weg zwischen, bzw. über der apokalyptischen Weltuntergangsstimmung, die heute vielerlei christliches und unchristliches Volk in Bann hält, und einem kosmo-christologischen Optimismus und Evolutionismus etwa des bedeutenden Denkers Teilhard de Chardin, der auf manche christliche Intellektuelle eine tiefe Faszination ausübt?

Kann sie in einem möglichen Weltende nuklearer Art, in einem Prozeß fortschreitender, drohender Enthumanisierung der Existenz einen — höchst gebrochenen — Hinweis auf das Jüngste Gericht, bzw. auf das Kreuz Christi erkennen, in einer ebenfalls möglichen Entwicklung zu Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit einen Hinweis auf das Reich Gottes?

Es kommt alles darauf an, daß die Kirche sich nicht nach den Phänomenen des Pessimismus und Optimismus ausrichtet, sondern sich an die ihr aufgetragene Sache, an die ihr aufgetragene Botschaft hält. Sie soll also das Jüngste — im Kreuzestod Christi bereits manifest gewordene und vollzogene — Gericht und das Reich Gottes verkündigen; nachträglich, als Epilegomena, im «Kleindruck» gleichsam, dürften Kirche und Theologie der Welt sagen: ‚Euer Pessimismus, euer Optimismus könnte das Jüngste Gericht, könnte das Reich Gottes meinen.‘ Auf diese Weise können Kirche und Theologie den Pessimismus und den Optimismus mit dem vorsichtigen Ausdruck «Hinweis» auf das Evangelium beziehen. Jedenfalls muß sie festhalten, daß das Evangelium von Kreuz und Reich Christi schon längst beide Extreme überholt hat. Der umgekehrte Weg, Pessimismus, Optimismus und andere Phänomene zu analysieren und dann erst das Evangelium aufzuschlagen, ist ein verkehrter Weg. Es ist allerdings furchtbar, daß wir heute von «Analysen leben und dann unbegründeter Weise seufzen: ‚Läsen die Leute doch das Neue Testament!‘» (vgl. auch Beantwortung von Frage 3).

2. *Wo sehen Sie verheißungsvolle Ansätze in der Entwicklung der Theologie seit dem zweiten Weltkrieg?*

Verheißungsvolle Ansätze sieht Karl Barth vor allem in einer Unterströmung der römisch-katholischen Theologie. Mit Dominikanern und Jesuiten romanischer und germanischer Zunge fühlt er sich durch das gemeinsame *materielle* Interesse an der Theologie verbunden. In dieser Unterströmung geschieht ein Aufbruch und Ausbruch aus philosophischem und traditionellem Formalismus, welche den evangelischen Kirchen die Frage nahelegen muß, wo sie mit ihrem Aufbruch bleiben. Karl Barth freut sich, von dieser Seite Sätze zu hören wie: «Ne parlons plus du pape, parlons de Jésus-Christ!» Hier kündigt sich ein Denken an, welches von lebendigem Interesse an Christus zeugt und nicht in Formeln wie ‚Christomonismus‘ oder ‚Christozentrismus‘ eingefangen werden kann. — Gewisse erfreuliche Ansätze erkennt Barth auch auf evangelischer Seite; er nennt ein Buch von Martin Storch, welches über eine bloße Interpretation seines Werkes hinausführt, den Weg der Kirchlichen Dogmatik aber ernst nimmt (Exegesen und Meditationen zu Karl Barths Kirchlicher Dogmatik, München 1964).

3. *Wo sehen Sie eine bedenkliche, verhängnisvolle Entwicklung?*

Im «Formalismus», den er in der Konzentrierung auf Entmythologisierung und Hermeneutik, in der Vorherrschaft der Wie- über die Wasfrage, erblickt Barth eine gefährliche Entwicklung der heutigen Theologie. Weitgehend muß ein «Rückfall ins neunzehnte Jahrhundert» konstatiert werden (und damit auch ein Vorbeireden an Barths Weg und Werk). Rudolf Bultmann und Karl Barth waren beide Schüler von Wilhelm Herrmann, dieses großen charismatischen Geistes liberaler Theologie; Rudolf Bultmann ist im Grunde genommen immer sein Schüler geblieben. Zugleich unterbietet dieser Rückfall das Denken des neunzehnten Jahrhunderts noch; er vermag in solcher rückläufiger Theologie nur wenig mehr von der Tiefe der Romantik, der Höhe der Spekulation, von Schleiermacher und Biedermann zu erkennen. Trotz des heute so beliebten Redens von Geschichte und Geschichtlichkeit bemerkt Karl Barth das faktische Fehlen der Liebe zur Geschichte. Das formalistische theologische Denken unserer Tage ist von fataler Raum- und Zeitlosigkeit geprägt; man spricht in allgemeinen Begriffen von «Orthodoxie» usw.; aber man kennt und studiert beispielsweise diese Bewegung des siebzehnten Jahrhunderts nur wenig oder überhaupt nicht (vgl. auch Schluß der Beantwortung von Frage 1).

4. *Wie verhält sich der christliche Glaube grundsätzlich und praktisch zum Pazifismus, insofern für*

diesen die Zukunft und Hoffnung des Menschen eine Funktion der Beachtung des Prinzipes (äußerer) Gewaltlosigkeit ist?

Weltanschaulich-grundsätzlich betrachtet krankt der Pazifismus an inneren Widersprüchen (Was heißt Gewaltlosigkeit?). Ein praktischer Pazifismus mit seiner Parole ‚Nie wieder Krieg!‘ muß sich aber *heute* der Kirche aufdrängen. Und zwar angesichts der Entwicklung der Kernwaffen, angesichts der drohenden Zerstörung allen Lebens.

5. *Gibt es eine Entschuldigung oder auch nur eine Erklärung für das Verhalten der Mehrheit der Glieder der südafrikanischen reformierten Kirche? Was können die Christen aller Welt tun, um den Rassismus der südafrikanischen Nation überwinden zu helfen?*

Bei aller Verurteilung der südafrikanischen Rassenpolitik warnt Karl Barth vor einer allzu billigen Brandmarkung dieser Nation; etwas anderes ist die Koexistenz von drei Millionen Weißen und fünfzehn Millionen Schwarzen, etwas anderes, die (sehr verkehrte!) Rassenpolitik von weither zu verurteilen. Sind etwa gerade die Christen der Vereinigten Staaten berufen, den südafrikanischen Rassismus an den Pranger zu stellen? Wie würden sich die Schweizer verhalten, wenn sie mit einer großen Zahl Nichtweißer zusammenleben müßten? Wie stellen wir uns gegenüber den 900 000 Gastarbeitern ein, die aus dem Süden, aber immerhin von der gleichen Rasse stammen? Etwas, was wahr und berechtigt ist (das Nein zum südafrikanischen Rassismus), wird ungetestet und von weither vorgebracht ohnmächtig. Prinzipielle, einmütige Ablehnung genügt da einfach nicht.

6. *Halten Sie nicht auch dafür, daß landeskirchliche Kirchenordnungen die Taufe als conditio ihrer Mitgliedschaft ausklammern sollten, da sie sonst nur die Praxis der weder der Freiheit des Heiligen Geistes noch der Freiheit des Menschen gerecht werdenden Säuglingstaufe fördern?* (Eine Frage, die im Hinblick auf die neue Zürcherische Kirchenordnung gestellt wurde, für die mit wachsendem Nachdruck die Obligatorischerklärung der Taufe hinsichtlich der Mitgliedschaft der Kirche gefordert wird.)

Rebus sic stantibus — daß durch Vorschrift der Taufe faktisch nur paganische Geburtsriten in christianisiertem Gewand gefördert werden — bejaht Karl Barth die Meinung des Fragestellers. Nur sollte der Protest gegen dieses Vorhaben verbunden werden mit einem energischen Vorstoß für die «verantwortliche» und gegen die «unverantwortliche» Taufe. Die unverantwortliche Taufe (diesen Ausdruck zieht Barth dem Begriff «Säuglingstaufe» vor; schon gar nicht möchte er die «Kindertaufe» ablehnen, weil verantwortliche, vom Kind selbst begehrte Taufen vollzogen worden sind und vollzogen werden kön-

nen) stülpt dem Menschen das Christentum wie eine Pelzkappe über. Gewiß ist die Tauffrage keine Heilsfrage für die Kirche, aber eine wichtige Ordnungsfrage bleibt sie. Der Verzicht auf unverantwortliche Taufen würde Ordnung und Klarheit schaffen. Die verantwortlich gewünschte und gespendete Taufe hat freilich mit der Folgerung einer gesetzlich oder pietistisch verstandenen Bekehrung nichts zu tun; sie ist das Zeichen, daß ein Mensch das Evangelium hören durfte. Mit der zuvorkommenden Gnade (*gratia praeveniens*) kann man die Unordnung der heutigen unverantwortlichen Taufpraxis nicht rechtfertigen; die Reformatoren haben ihr Taufverständnis übrigens nicht durch die *gratia praeveniens* gewonnen; der Rekurs auf die zuvorkommende Gnade ist ein nachträgliches und darum brüchiges Unternehmen.

Wir sind Karl Barth für die Beantwortung dieser Fragen sehr dankbar. Besonders die Antworten auf Frage 2 und 3 müssen uns zu gründlichem Nachdenken bewegen. Hat sich die Theologie der beiden letzten Dezennien zu ihrem und der Kirche Schaden zu wenig, viel zu wenig auf das große, monumentale dogmatische Werk unserer Zeit eingestellt? Oder wird sich die Theologie noch einmal aufmachen, aufbrechen von, aber auch mit ihren Bemühungen der letzten Jahre, um die Saat des Werkes und Weges Karl Barths als schöne Ernte einzubringen? U. H.

Oekumenisches Gespräch zwischen Militärpfarrern

Vom 1. bis 6. Juni tagten auf Einladung des Oekumenischen Institutes rund 40 Feldprediger aus den verschiedensten Staaten, Armeen und Denominationen *der westlichen Welt* im schön gelegenen *Bossey* am Genfersee. Von ökumenischem «Zwang und Drängerei» war nichts zu spüren. Man stand unter dem Eindruck, daß die Teilnehmer mit der Überzeugung, hier Kameraden zu treffen, die im Dienste des *einen* Evangeliums stehen, aus den verschiedensten Teilen der Welt herangereist waren und im Consensus schieden, daß die Verkündigung des Evangeliums im Gehorsam gegenüber dem einen Jesus Christus ihre erste und vornehmste Aufgabe wäre.

Die Angelsachsen, hauptsächlich aus USA, vereinzelte aus Kanada und England, waren am zahlreichsten vertreten. Ihnen folgten die Deutschen und die «Romanen» aus Frankreich und Belgien. Die skandinavischen Staaten waren alle vertreten, Norwegen, Dänemark, Schweden und Finnland. Aus Afrika war je ein Vertreter aus Nigeria, Kongo, Kamerun und Madagaskar erschienen; alle von ihrer Regierung beauftragt, in ihren noch jungen Armeen die Militärseelsorge für die Soldaten evangelischer Bekenntnisse aufzubauen. Über ihrer Wißbegierde und Mitteilungsfreude lag ein Hauch von Jugend, wie er jungen Nationen eigen ist. Wenn die Voten der Afrikaner da und dort der Sorge riefen, wie wohl diese «jungen Kirchen» angesichts so vieler Schwierigkei-

ten, wie sie sich ausgerechnet bei ihnen zu Bergen türmen, ihren Aufgaben einigermaßen gerecht zu werden vermöchten, so müssen diese Bedenken nicht unbedingt aus der «Überheblichkeit des weißen Mannes» stammen, sondern dürfen als Ausdruck echter Sorge gewertet werden. Vielleicht aber sind es doch Sorgen des alten Mannes, der glaubt, daß nach seinem Ableben Gott mit seiner Sache nicht mehr durchkäme. Gottes Geist kommt allerorten durch, lassen wir es seine Sorge sein, wie er bei den jungen Afrikanern und den alten Europäern durchkommt. Freuen wir uns, wenn der wiederkommende Herr auf dem alten Globus, dem Schauplatz des Sündenfalles, nicht nur alte und müde «Bleichgesichter», Dialektiker und Existentialisten, in Kanzelröcken und Meßgewändern, sondern auch noch etliche schwarze Militärpfarrer mit Kindergesichtern trifft.

In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß das Referat «Der Dienst des Militärpfarrers im Kraftfeld der Ideologien», das *Simatupang*, gewesener General, Indonesier und Laie, hielt, durch Weitsicht, geistige Reife und christliches Verantwortungsgefühl allgemein überraschte. *Simatupang* war Oberbefehlshaber der Indonesier zur Zeit des Befreiungskrieges, den diese nach Schluß des zweiten Weltkrieges gegen die Holländer führten. Überrascht hat im persönlichen Gespräch aber die versöhnliche Art, wie er über die Holländer und über seinen eigenen Rücktritt nach dem errungenen Siege sprach. Es dürfte manchem «Clausewitz und Schlieffen» im alten «christlichen» Europa schwerfallen, als Laie oder Theologe mit dem Format dieses Indonesiers über Militärseelsorge, die einstigen oder künftigen «Feinde» oder gar über den eigenen Rücktritt zu sprechen. Es war mehr als nur das ruhige, gescheite und überlegene Lächeln des Asiaten, es war das selbstverständlich auch, darüber hinaus aber spürte man vor allem echte, christliche Haltung.

Die Schweiz stellte vier Vertreter, drei aus der deutschen und einen aus der welschen Schweiz.

Zu der nationalen Verschiedenheit kam der Unterschied der Konfessionen hinzu. Diese gingen wieder in allen Schattierungen quer durch die vertretenen Nationen hindurch. Man könnte annehmen, was die Nation scheidet, verbindet die Konfession, und doch war der Lutheraner aus Amerika ein völlig anderer als der Lutheraner aus Deutschland. Reformierte und Lutheraner waren in der Mehrzahl, hinzu kamen Unierte aus Amerika und Deutschland, Methodisten, Baptisten, Anglikaner usw. Es fehlten ganz die Vertreter der katholischen Kirche und der Kirchen aus den Ostblockländern. Auf eine «Ökumene» in falsch verstandenem Sinne wurde nicht Rücksicht genommen. Daß das nicht geschehe, war denn auch das besondere Anliegen Professor Wolfs, des Leiters der Tagung.

Es wurde offen gesprochen und ebenso offen widersprochen. Von politischer oder religiöser Leisetreterei als Beitrag zur gemeinsamen militärischen Front war unter diesen Militärpfarrern nichts zu spüren. Was aber für einen Schweizer das Treffen unvergeßlich macht, war die Feststellung (ich glaube, ich täusche mich nicht), daß alte völkische oder kon-